Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 47

Artikel: Das Gespräch des alten Wendland mit dem Teufel

Autor: Diers, Marie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646219

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zehn Franken zahlen." Sofort kam der konservative Gegenantrag: „Und wenn sie sich's nicht gefallen lassen? Was wolltest du als bluteinsamer Grüner inmitten von Eskimohunden, keifsüchtigen Rothäuten und hungrigen, neidischen Tramps? Vorsicht ist .... und außerdem, wir wollen ja gar nicht erst mehr photographieren. Wir wollen ja heim. Gesteh dir's nur ein."

Dan gestand es sich ein ....

All die Läden und Schreibstuben, die Werkstätten und Gruben, die er umsonst um Arbeit abgesucht, das Post Office wie die Süßkrambude, kurz, alle Gebäude gähnten ihn an: „Geh... du... lie... ber... hei—m!"

Nun ja. Sei es: Fort von Flunkerville! Aber ob geradezu heim? Noch war ja nicht alles versucht. Auf Frachtzügen geschumpt, beispielsweise, war Dan noch nie. Hatte noch keinen lebenden Bären gesehen und keinen Elch. Und auf einsamer Farm um ein Mittagessen einen stinkenden Hühnerstall ausgekratzt, das hatte er auch noch nicht. Geradezu heim, jetzt schon, das ging wohl nicht an.

„Ist dir wieder einmal bange, was die Leute sagen werden?" kam es höhnend von der konservativen Hälfte her.

Liberal stellte einen Vermittlungsantrag: „Zurück nach der Hauptstadt, vorläufig. Dort wohnt ein Vertreter deines Landes. Bisher hast du ihn noch nicht in Anspruch genommen. Sicher weiß er Rat."

Der Burgfrieden war wieder hergestellt.

— — — — — — — — — — — —

Abgemacht war's. Morgen abend würde Dan zurückfahren. Denn der heutige Zug war schon weg.

Flunkerville hat nämlich jeden Tag einen Zug, der wegfährt. Abends um sieben. Dann hat es auch noch einen, der ankommt. Auch um sieben, aber des Morgens.

Vorher wollte Dan jedoch noch einmal den Landsmann aufsuchen, der drüben in den Holzwerken saß, wohlbestallt als eine Art stellvertretender Direktor. Seinen gubernischen Bauernnamen Gfeller hatten die Kanadier in „Giwela" umgeurgelt. Namen sind Weissagungen: beim Gfeller mußte doch Gfell winken! Er hatte versprochen, Umschau halten zu wollen.

Aber Mister Giwela hatte sich umsonst umgesehen, umsonst an sieben verschiedene Firmen telephoniert.

Er nickte Dan tröstlich zu, als der ihm den gefaßten Kompromißbeschluß mitteilte. „Es ist gewiß das Beste in Ihrem Falle. Und weil ich sonst nichts für Sie habe tun können — ich kann Ihnen Fahrt zur halben Taxe verschaffen. Hier, diesen Zettel nehmen Sie und zeigen ihn dem Kondukteur. Zur Sicherheit werde ich noch mit dem Neger reden, dem Schlafwagenportier. Er muß um diese Zeit drüben bei Herrn Li sitzen und Tee trinken. Nein... Vorsicht... man könnte uns beobachten. Hier — so!" Seine Rechte schob sich an Dans Linke heran. Als er sie wieder wegzog, hatte ein winziger Papierschnitzel Platz gewechselt.

Sobald sich Dan unbeobachtet und unbelauscht wußte, zog er das Stückchen Pappe aus der Tasche. Neugier wandelte sich in Verblüffung. Die vermeintliche schriftliche Empfehlung war ein gewöhnlicher Kassenbon aus einem gewöhnlichen Speiserestaurant und lautete auf 47 Cents.

(Schluß folgt.)

Musik.

Musik ist eine Verbindung von Wort und Ton. Schon in unserer Sprache kommen Gemütszustände durch entsprechenden Tonfall zum Ausdruck. Gesang bedeutet eine verbesserte, verfeinerte Wiedergabe unserer Gefühlswelt. Musik ohne Text, als Gedanken eines Schöpfers, welche er seiner Seele vorhielt, bildet in seiner Wirkung auf unsere Seele ein Zauber, ein Herübergrüßen aus einer andern Welt.

Musik ist Offenbarung, Poesie in Töne gekleidet. Sie fängt dort an, wo die Worte aufhören, gibt Seelenzustände wieder und weckt wiederum solche, welche zum Zartesten und Tiefgefühltesten unseres Innenlebens gehören.

Im Liede wohnt ein Sehnen
Nach Schönheit, niegekannt,
Und in dem Klingen, Beben,
Fühlst du ein Wunderland.

Was du erlebt vor Zeiten,
Durchzieht ein feiner Klang,
Und leis', in dunklen Weiten,
Tönt's wie von Heimatsang....

Die Musik ist zur höhern sittlichen Entwicklung der Menschheit bestimmt. Sie bedeutet ein Schmuck des häuslichen Lebens, eine Zierde des kirchlichen Kultus und durch das Konzert eine Trägerin der Kultur.

So manches, was ein Künstler leidet, er legt es in sein Lied, in seine Töne, und durch die Melodie spricht zart seine Seele von dem was sie ersehnte, liebte, litt.

Musik bedeutet für uns eine Innenfeier, welche das Eigenste und Innerste unserer Seele emporzieht. Sie bildet den Impuls zu neuem Lebensmut, schafft Freude und streichelt unsere Seele gesund. Sie wirkt als Blut von Körper zu Körper, als Geist von Seele zu Seele und redet in der Sprache der Töne von Herz zu Herz.

Gute Musik ist wie ein Stücklein Himmel, sie klärt und macht alles hell und licht, gießt Balsam in so manche Herzenswunde. Sie kommt uns vor wie ein Bindeglied zwischen Zeit und Ewigkeit und läßt uns über das greifbare Dasein hinaus hoffen und träumen. Musik läßt sich nie erschöpfen, sie ist ein Born ewiger Erquickung, eine Ahnung des Unirdischen, in ihrer Nähe keimen nur Regungen und Gedanken, welche das Licht grüßen. Wir fühlen in den Tönen unser innerstes Wesen und Sein, ein Flügelschlagen der Seele, ein Drängen nach Licht, und über unserm ganzen Innenleben liegt ein silberner Glanz.

Es ist ein eigen Ding mit der Musik: sie füllt unsere Seele mit Blumen, streut Rosen und leuchtende Farben in unsere Gedankenwelt, in ihr ruht und gesundet unser Herz.

Musik ist eine liebe Gefährtin bei der Arbeit. Der Landmann singt am Pfluge, der Schmied am Amboß, der Fischer am Ruder. Sie ist Gemeingut und für alle Menschen hat sie ein Lächeln.

Wenn unsere Seele etwas drückt, sie sich nach Heimat, nach Verstehen sehnt, ein dunkler Glanz in unsern Augen steht: im Reiche der Töne finden wir Trost und Ruhe. Und wir begreifen, wenn Theodor Storm singt:

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
zur Hand' die Geige mein,
Das ist ein klingend Nachtgebet
Und steigt zum Himmel ein.

A. Riser.

Das Gespräch des alten Wendland mit dem Teufel.

Novelle von Marie Diers.

Von all den Leuten, die damals das Dorf Brakeberg bevölkerten, als sich die Sache ihres alten Pastors mit dem Teufel zutrug, ist mir heute keiner mehr von Angesicht bekannt. Ihre Gräber um die alte Kirche herum sind eingesunken, die Kreuze schief oder ganz verschwunden, drei Geschlechter gingen seitdem über die Erde. Aber die Geschichte hat sich unverändert erhalten auf Enkel und Urenkel, und es gab nicht einen, der sie nicht für wahr genommen hätte. Damals, als man diese Geschichte noch fest und wörtlich, ohne Zusatz und ohne Abzug glaubte, war die gute Zeit für Land und Leute. Als dann der hochheutsche Teufel, der Feine, über die Lande ging und seinen fruchtbarsten Samen, den gebildeten Zweifel, auswarf, da

war's mit dem Besten vorbei, und eine alte Kultur ging vor die Hunde. Jetzt flattert dies Geschichtlein nur noch wie ein unruhiges Lichtlein um die Ofenbänke, wo die Alten sitzen, oder tanzt nächtens über die Gräber.

Der Pastor Johann Wendland, der vor etwa hundert Jahren in Brakeberg amtierte, hatte vier Töchter, von denen war eine immer schöner als die andere und die jüngste nun gar eine Lichtgestalt und Augenweide für Gott und Menschen, und von Eltern, Geschwistern und dem ganzen Dorf gehätschelt und geliebt. Die Schönheit und die feinen stolzen Gestalten hatten diese vier Mädchen von ihrer Mutter, und der Vater sagte sogar oft, daß keine von ihnen so schön geworden sei, wie sie gewesen war, ja, er bestand auf seiner Ansicht, daß sie es auch heute noch sei und allen Jugendglanz und alle Jugendglätte bei weitem überstrahle. Zwar hatten da die jungen Männer der Umgegend eine andere Meinung, aber sie ließen ihn reden und lächelten nur in den Augenwinkeln.

Im Pfarrhaus war es wie ein ewiger Pfingsttag. Immer traf man auf Lachen, Singen, Zwitschern und fröhliches Schaffen, daß man schier das Glück mit Händen greifen konnte. Die Leute im Dorf sagten, sie hätten den besten Pastor im ganzen Land, und so war es auch, denn er konnte das Glück gut vertragen, es machte ihm das Herz weich und voll, und da er auch mit äußeren Gütern gesegnet war, konnte er in Notfällen freigebig sein nach Herzenslust. Niemand ging leer und betrübt von seiner Tür, und selbst das Sterben wurde leicht, weil der Pastor die irdischen Sorgen auf sich nahm und für das Künftige einen Platz im Himmel bestellte.

Nun gab es freilich schon damals in Brakeberg Leute, die in den allgemeinen Lobgesang auf den Pastor und sein Haus nicht einstimmten, sondern einen gelben, giftigen Neid auf soviel Glanz und Glück in sich trugen und versuchten, auch andere damit anzustecken. Da war vor allen der Sohn des Erbschulzen Timm, der rote Haare und Sommersprossen hatte, ein gescheiter Junge, aber von klein auf tückisch wie eine Ratte. Der Pastor, der trotz seiner Freundlichkeit eine gesegnete Faust hatte, wenn es ans Hiebeverteilen ging, hatte ihn einmal beim Birnenstehlen erwischt und so weidlich verprügelt, daß der Timm, der als einziger Sohn und Erster in der Schule selten einen Schlag bekam, diese Prügel noch nach fünfzehn Jahren fühlte und die Quittung dafür vorwies.

Indessen haben so ein Neidling und seine Nachläufer wenig zu bedeuten, solange die Sonne scheint und die Vögel singen.

Rasch hintereinander fielen dann vier Schatten auf Johann Wendlands hellen Weg. Das war, als sich alle seine vier Töchter Schlag auf Schlag verlobten und verheirateten. Er wollte sie nicht weglassen und gebärdete sich zeitweilig mürrisch und gewälttätig. Daß er seine gute Miene auch beiseite legen und dann ein murrender Löwe werden konnte, dem man lieber weit aus dem Wege ging, erfuhren die jungen Schwiegersöhne reichlich, doch half dabei die Pastorfrau, die sich ihrer Macht über den Löwen noch nicht begeben hatte, das Ungute wegräumen und wieder helle Zeit schaffen. Ein bißchen half auch noch dabei, daß sich seine Jüngste, die kleine Zauberfee, nicht sehr weitab in die nächste Stadt an den dortigen Stadtarzt verheiratete.

Wie merkwürdig sah ihn dieser Kummer aus seinen Glückstagen später an, als Gott dann kam und ihm seinen blühenden Garten zerschlug. —

Er hatte am Sonntag noch gepredigt von der Güte des Herrn über den reifenden Feldern. Hell und blau schauten aller Augen zu ihm auf, und der Gesang klang klar und kräftig, weil ein jedes mitsang, wie er sie gelehrt hatte, zu tun. Als er in sein Haus zurückkam, die Seele noch voll Klang und Lust, kam ihm sein Weib entgegen, still, aufrecht, aber mit einem Blick, darinnen ein dunkler Abgrund war. Sie faßte nach seinen Händen, um ihn zu stützen, als sie ihm sagte, es sei eben Botschaft gekommen aus Rostock, und ihre liebe Aelteste sei im Wochenbett mitsamt ihrem Kindchen gestorben.

Johann Wendland war des Schmerzes ungewohnt. Er brüllte auf, er warf das heilige Buch von sich, als ob es ihn brenne, faßte den Kopf mit beiden Händen und lief herum wie ein Tier im Käfig. Er wollte nicht — nein, er wollte nicht, daß Gott ihn, den Glücklichen, hart anfasse.

Danach verging nur eine einzige Woche, und am nächsten Sonntag standen die Augen nicht mehr hell und blau zu ihm erporgerichtet, sondern der Widerschein schwer und schwarz verhangenen Himmels war in ihnen. Es war von westwärts her eine Seuche übers Land gekommen, gegen die rangen die Aerzte wie Kinderhände gegen eine schwere, plumpe Straßenwalze, und die Seuche ging auf Mensch und Vieh. In vier Häusern lagen schon Tote, als solle es für die schöne Pastortochter ein großes Leichengefolge geben.

Da redete Johann Wendland nicht von der Güte des Herrn über den Feldern, trotzdem sie heute noch mehr leuchteten im Sommerglanz als am vorigen Sonntag, sondern die Kraft war fast von ihm gewichen, daß er stammelte: „Gott, warum willst du uns verlassen?" und die Leute bänger nach Hause gingen, als sie gekommen waren.

Am dritten Sonntag aber fehlte er ganz. Da war er kein Priester Gottes mehr, kein Verkünder und kein Zeuge seiner Herrlichkeit; die Kanzel drohte leer herab auf das erschrockene Volk, und vor dem Totenbette seines Weibes lag er, in Trümmern, kein Mann mehr, sondern ein Wurm. Und weil sie sich die Seuche geholt hatte in ihrem Eilen und Helfen und den Sterbenden Beistehen von Haus zu Haus, ballte sich in ihm ein wilder, wüster Groll gegen seine Gemeinde, die ihm sein Weib getötet hatte.

Die Leute haben es erzählt, wie er am Grabe stand, hager und schier unkenntlich geworden in drei Tagen, wilden Haares und ein unseliges Flackern in den Augen. Wie er beten wollte, setzte er an und wieder an und brachte nichts heraus, so daß sie glaubten, der Sarg werde ohne Priesterwort niedergehen müssen in die Tiefe. Aber plötzlich blickte er empor zum strahlenden Himmel, reckte die Fäuste aus dem Talar, daß die weiten Aermel zurückfielen, und ein brüllender Schrei kam aus seinem Munde: „Gott!! Gib sie mir wieder —!" Dann fiel er vor dem offenen Grabe um. (Fortsetzung folgt.)

Wiegenlied.

Schaukeln und Gaukeln —
Halbwachender Traum.
Schläfst du mein Kindchen?
Ich weiß es kaum.

Halt zu dein Aeuglein,
Draußen geht der Wind;
Spiel fort dein Träumlein,
Mein herzliebes Kind!

Draußen geht der Wind,
Reißt die Blätter vom Baum,
Reißt die Blüten vom Zweig.
Spiel fort deinen Traum!

Spiel fort deinen Traum,
Blinzäugelein!
Schaukelnd und gaukelnd
Sitz ich und wein'!

W. Raabe.